universität innsbruck
Universitäts- und Landesbibliothek Tirol

Drei Sommer in Tirol

Steub, Ludwig

Stuttgart, 1871

IX. Ampezzo. 1870

urn:nbn:at:at-ubi:2-8340

IX.

Ampezzo.

1870.

Viel Wunders hört man in ganz Tirol von Ampezzo sagen. Nirgend anderswo sollen die höchsten Berge so meisterlos durch einander geworfen, so schauderhaft anzusehen sein. Wen würden solche Schilderungen nicht hinziehen? und wer, der einmal in der Nähe, möchte nicht gerne ein paar Tage opfern, um auch mit vielen anderen sagen zu können: Ich bin dort gewesen und habe selbst gesehen!

Diesem Zuge folgend, fuhren auch wir eines Tages von Bruneck durch die schönen Landschaften des Pusterthals gegen Toblach hinauf.

Auf dem Toblacher Feld am hohen Kreuze zweigt sich von der Pusterthaler Straße jene andere ab, die nach Ampezzo zieht. Der Wagen biegt um die Ecke, fährt gegen Süden, noch eine Viertelstunde und das grüne Pusterthal, das heitere Toblacher Feld ist verschwunden, und wir stehen in einem engen unbewohnten Thale, unten von schwarzen Fichtenwäldern eingesäumt, oben von schauerlichen Dolomitwänden überragt.

Am Anfang dieser Gegend liegt der kleine Toblacher See. An seinen Gestaden stiegen wir aus dem Wagen und begannen den Weg zu Fuß zurückzulegen. Zwei gute Stunden hatten wir zu gehen und fanden auf der langen Strecke kein Dorf, keinen Hof, keine Kirche, sondern nur einmal ein einsames Wegmacherhäuschen. Davor stand in der Dämmerung die Wegmacherin, welche uns bitterlich weinend fragte, ob wir nichts von ihrem Manne wüßten, was ihm wohl passirt sein müsse? Das arme Weib, dem es sonst ganz leidlich ginge, ist nämlich nicht recht bei Troste und obgleich ihr Mann jeden Abend sicher nach Hause kommt, so wartet sie doch den ganzen Tag vor der Thüre auf ihn und klagt jedem Vorübergehenden ihre Angst. Seltsame Begegnung in dieser Wildniß!

Nach zwei langen Stunden also kamen wir bei nächtlicher Weile im Posthause zu Höllenstein an. So wird gewöhnlich geschrieben, besser aber wäre wohl Höhlenstein, da der Name italienisch Landro, will sagen l'antro heißt und von einer nahen Höhle herrührt. Es steht hier ein ansehnliches Gehöfte, links ein geräumiges Gasthaus und ein großes Stallgebäude, rechts eine Capelle und ein stattliches Bräuhaus. Seltsames Phänomen, das Bräuhaus in Höhlenstein! Wenn ich da bedachte, wie draußen im Bayerlande, in den belebtesten Gegenden, das edle Brauwesen, durch den Geschmack der ganzen Nation gehoben und getragen, wie es gleichwohl seine schönsten Tage schon überlebt hat und oft mit lauter Stimme über die schlechten Zeiten klagt, so schien es mir wirklich wie eine Idee der Verzweiflung, hier in den öden Dolomitenwald herein eine Pfanne zu setzen. Aber ich wurde bald belehrt, daß die Unternehmung zu ihrer Zeit eigentlich sehr wohl ausgedacht und ganz an ihrem Platze gewesen. Der Posthalter erzählte nämlich, sein Schwager, der der Gründer, habe

ehedem ein vortreffliches Geschäft gemacht, habe sein Getränk bis nach Belluno, nach Padua, ja nach Venedig verführt, habe viel dazu beigetragen, die Wälschen zu deutscher Sitte heranzuziehen und die Annäherung beider Nationen zu vermitteln. Nicht die Lage sei dem Glück des Hauses entgegengestanden, sondern der Verlust Venetiens habe seinen Untergang herbeigeführt. Jetzt nämlich erheben die Italiener, sagte der Wirth, so schwere Zölle und Accise von dem edlen Getränke, welches der König von Flandern erfunden, daß es im Paduslande nicht mehr aufkommen kann. In der That steht jetzt die Brauerei mit verschlossenen Fensterläden, wie ein hohes Trauerhaus, in stillem Schmerze da.

Die Aufnahme in der Post zu Höllenstein — jetzt schreib' ich wieder lieber so, weil es poetischer ist, sich schon bei lebendigem Leibe gleichsam in der Hölle zu wissen, mit der angenehmen Hoffnung, unversehrt wieder herauszukommen — diese Aufnahme also war so artig und liebenswürdig, wie man sie nur immer wünschen konnte, nur daß die Thüren eben mit Oelfarbe angestrichen und daß wir ohne Verzug voll gelber Flecken waren. Ich hielt es lange für eine landesübliche Naivetät, daß die tirolischen Wirthinnen ihre Gasthäuser am liebsten anstreichen und ausweißen lassen, wenn der Zug der Reisenden am lebhaftesten ist. Auch in Rattenberg kam es einmal vor, daß das Bräuhaus, in welchem ich wohnte, plötzlich unter Quarantäne gesetzt und für jeden gebildeten Wanderer unzugänglich wurde. Eines schönen Morgens hatten sich nämlich etliche Maurer breit gemacht, überall herum Farben, Mörtel und Kalk gespritzt und eine wahre Schweinewirthschaft etablirt. „Ja, was ist denn das?" sagte ich bei Ansicht dieser Gräuel zur Frau Bräuerin, „jetzt um Barthelmä, wo die Reisenden schaarenweise daher trollen,

jetzt ziehen Sie Ihr Haus aus dem menschlichen Verkehr und übergeben es diesen Scheusalen?" — „Ach leider," sagte die Bräuerin, „aber ich kann nicht anders. Ich kann nicht weißen lassen, wenn ich will, sondern wenn mir die Maurer kommen. Man hängt ja ganz von ihnen ab und muß Gott danken, wenn sie einem die Ehre schenken. Es ist ein erschrecklicher Menschenmangel im Lande." Dieselbe Entschuldigung ertönte damals auch in Höllenstein — man hört sie allenthalben bei Betrachtung zerbrochener Fensterscheiben und zerknickter Stuhlbeine, deren es im Lande viele Tausende gibt. Man kriegt keine Arbeiter, man kann nichts richten lassen! heißt es überall, südlich und nördlich des Brenners. Nun sollte doch ein National-Oekonom einmal einen Vers darauf machen, warum jährlich so dreißigtausend Tiroler, die zu Hause nichts verdienen können, ins Ausland wandern, während im Inlande wegen Mangels an Händen das Nothwendigste nicht beschafft zu werden vermag. Wenn man übrigens einmal daran ginge, im schönen Etschlande alle zerbrochenen Fensterscheiben, alle zerknickten Stuhlbeine, alle ausgekegelten Thüren, alle zersprungenen Tische u. s. w. wieder in Ordnung zu bringen, so hätten mehrere Glaser- und Schreinervölker auf Jahre hinaus zu thun.

So warm aber die Aufnahme, so kalt war die Stube in der Post zu Höllenstein. Das gesammte Heizungswesen der Deutschtiroler — von den Wälschtirolern ganz zu schweigen — liegt noch in der Kindheit, oder vielmehr: es ist uralt, aber vor Alter wieder kindisch geworden. Da steht noch allenthalben der Ofen aus Kaiser Maximilians Tagen wie eine feste Burg in der Stube — vier Mann können ihn kaum umspannen und keiner reicht mit der Hand an seine Zinnen. Vulcane von solcher Mächtigkeit waren erlaubt, als das Holz noch werthlos; jetzt, da es

theuer geworden, verstoßen sie gegen die Vernunft. Mit weniger als einer halben Klafter sind jene Gebäude überhaupt nicht zu erwärmen, wenn sie aber einmal in Hitze gerathen sind, läßt man sie wochenlang fortbrennen wie die Hochöfen. Eine warme Stube vergönnt man sich also nur im tiefen Winter; in kalten Lenz- und Herbsttagen hüllt man sich lediglich in die eigene Entsagung oder in die Erinnerung an den heißen Sommer ein. Die erlaubte Behaglichkeit, mittels kleiner Oefen sich, so oft es wünschenswerth, auf kurze Zeit das Kämmerlein zu wärmen, diese kennen nur etliche Fortschrittler, Freimaurer und andre problematische Naturen in den größeren Städten. Als vor ein paar Jahren zu Meran einmal im September ganz eisige Winde eintraten und der Thermometer fast auf den Gefrierpunkt fiel und die nordischen Traubengäste ganz „griechenblau" herumliefen, erschien den Meranern eine Anspielung auf den Ofen gleichwohl als eine Versündigung an ihrem herrlichen Klima und ihren tausendjährigen Ueberlieferungen. „Einheizen thun wir nur im Winter," sagten sie, „jetzt ist erst Herbst." So wird es auch auf der Post in Höllenstein gehalten, obgleich sie 4500 Fuß über dem Meere liegt und daher die kalte Jahreszeit hier viel früher anfängt als zu Meran. Zudem zählten wir an diesem Tage schon den 19. September.

Abgesehen von den Oelflecken und der Stubenkälte war aber nichts zu tadeln an der einsamen Post zu Höllenstein. Wir wurden sehr gut bewirthet und verbrachten einen angenehmen Abend. Die Posthalterin, rittlings zwischen Deutschland und Italien sitzend, hat beide Länder zur Verfügung und weiß für Küche und Keller aus beiden das Beste herauszuziehen. Der Posthalter ist ein aufgeklärter, gesprächiger Mann, welcher gerne freisinnige Zeitungen liest. Durch die letzten Siege der Deutschen in Frankreich

wurde sein Nationalgefühl dermaßen gehoben, daß er die Aufschrift auf seiner Wirthschaft, welche bis dahin „Posthaus zu Landro“ — oder gar: „Albergo di Landro“ gelautet hatte, umändern und dafür: „K. K. Post Höhlenstein und Gasthof des J. Bauer“ aufmalen ließ. Hr. Bauer ist übrigens aus dem nahen Toblach hiehergezogen; seine Frau ist zu Gratsch geboren, was nicht weit davon liegt.

So einsam die Gegend, so menschenleer der Ort — die gute Einrichtung des Gasthofes, die angenehmen Manieren der Wirthsleute haben doch schon manche schöne Seele hergelockt, welche in der alpenhaften Stille des Gehöftes und seiner großartigen Umgebung für den Abgang ständiger Gesellschaft reiche Entschädigung fand und wochenlang da verweilte. Auch jetzt entdeckten wir wieder zufällig ein solitäres Innsbrucker Fräulein, welches sich anfangs stille am dunkeln Ofen hielt, gleich als wärme dieser auch, ohne geheizt zu sein, dann aber, freundlich eingeladen, an unserem Tische Platz nahm und erzählte, daß es schon ziemliche Zeit hier seiner Sommerfrische obliege und sehr gerne da sei. Sie sprach lieber vom Concil und Heiligen Vater, während der Posthalter lieber von den deutschen Armeen in Frankreich plauderte. Einzelne Sonderlinge haben sich auch schon gefunden, die selbst im Winter hereinkamen, um einige Zeit hier zuzubringen, „in hermetischer Abgeschiedenheit von der Welt,“ meinte ich. „Ist nicht so hermetisch,“ sagte der Posthalter. „Im Winter ist viel mehr Leben als im Sommer. Da kommt ein Schlitten nach dem anderen mit Holz und Getreide und anderen Waaren und Leute genug. Da ist oft die ganze Zechstube voll und die Gäste sind immer gut aufgelegt, weil sie viel Geld verdienen.“

Im Fremdenbuch zu Höllenstein haben auch die Sommer- und die Wintergäste aus aller Herren Ländern sehr vortheil-

haftes Zeugniß ausgestellt, wie gut es ihnen hier gegangen und wie höchlich es ihnen da gefallen.

Am andern Morgen war das Erste, vor die Thüre zu gehen und die Gegend zu betrachten. Diese ist eine flache Alpenwiese, über welche der Monte Cristallo aufragt, ein Berg, der 10,266 Wiener Fuß hoch, von der höchsten Bedeutung und den wundersamsten Formen ist. Gestern Abend sah er so leichenblaß und gespensterhaft aus, daß ich gar nichts von ihm sagen wollte, heute am sonnigen Morgen stieg er vor uns auf, wie eine stundenbreite Flamme, welche zu Stein geworden und über das Thal noch 6000 Fuß emporragt. Unten ein schmaler Saum des dunkeln Waldes, über diesem kein Grashalm mehr. Nur zwei schmale Gletscher haben sich an des Felsen Leib gelegt. Oben züngelt er in hundert Zacken auf, in Zacken, die alle denkbaren Gestalten zeigen, von der breiten Zunge bis zur spitzigen Nadel. Es sind auch Scheeren, Stemmeisen, Beißzangen, „Schwammerlinge“ oder Regenschirme, kurz was man will, vertreten. Wie man im Kopf des Hechtes bekanntlich das ganze Leiden Christi, d. h. alle dabei verwendeten Marterwerkzeuge findet, so könnte man sie mit wenig andächtiger Nachhilfe auch am Monte Cristallo aufzeigen. Jetzt trug dieser zudem eine sehr angenehme Farbe — blaßorange, wie ein schön angerauchter Meerschaum. Uebrigens braucht kaum gesagt zu werden, daß auf beiden Seiten des Thales noch dieselben phantastischen Dolomitenreihen stehen, durch die wir des Abends vorher hereingewandert, allein hier sieht man sich wenig nach diesen um, denn der Monte Cristallo schlägt sie alle todt, obwohl die drei Zinnen (le tre cime), welche links neben ihm aufsteigen, auch sehr ansehnliche Berghäupter sind. Sie erheben sich bis zu 9500 Wiener Fuß.

Der Monte Cristallo, so unersteiglich er aussieht, ist

in neuester Zeit doch schon dreimal, aber mit großen Fährlichkeiten erklettert worden, von den Wiener Herren Paul Grohmann und Leopold Wallner und von dem englischen Touristen Tuckett. Paul Grohmann war auch der erste, der 1869 die drei Zinnen erstieg.

Beim letzten Abendtrunk hatte uns der Wirth mit besonderer Wärme den Monte Piano zu besteigen empfohlen. Erstens sei leicht hinaufzukommen und oben eine Aussicht, wie nirgends in der Welt. Nickel, der Hausknecht, ein ehrsamer Pusterer, werde uns führen.

Als der Morgen gekommen und der Abschied von den trefflichen Wirthsleuten genommen war, gingen wir mit dem ehrsamen Nickel dahin, zuerst über eine bereifte Wiese, dann einen Bach entlang, zuletzt hinter dem Monte Cristallo hinein und rasch aufwärts. Der Weg wurde aber immer steiler und beschwerlicher, so daß ich endlich meinen Reisegefährten fragte, ob er sich nicht entschließen könnte, diesen rauhen Pfad der Tugend nach dem Monte Piano mit Nikolaus, dem Pusterer, allein zu verfolgen, mich aber auf der breiten Heerstraße des Lasters nach Ampezzo wandeln zu lassen. Er hatte mich schnell verstanden und billigte mein Vorhaben; wir drückten uns die Hände und gaben uns ein Stelldichein auf Nachmittag im schwarzen Adler zu Ampezzo.

Wäre mir damals eingefallen, was ich zu Hause erst in meiner Rhätischen Ethnologie wieder fand, nämlich, daß der Monte Plano schon in Herzog Tassilo's Schenkungsurkunde für Innichen 770 vorkommt, so wäre ich vielleicht als Geschichtsfreund dennoch hinaufgestiegen.

So ging ich aber wieder auf die Ampezzaner Straße herunter und setzte bei schönem Sonnenschein meine Wanderung fort. In einer kleinen Stunde kam ich nach Schluderbach, dem letzten deutschen Wirthshause, welches nach

seinem Gründer, der es 1836 erbaute und mit seinem Hausnamen der Schluderbacher hieß, zum ewigen Andenken so benannt ist. Es ist etwas weniger ansehnlich als jenes zu Höllenstein, strebt aber in rühmlichem Wetteifer mit diesem nach der Palme touristischen Lobes. Daß sie ihm nicht entgeht, zeigt auch wieder das Fremdenbuch, in welchem namentlich die Engländer das große Wort führen und ihre ungemischte Zufriedenheit aussprechen. Der Wirth heißt Georg Ploner und ist ein sehr braver Mann. Er findet ein Vergnügen darin, seine Gäste auch auf ihren Bergwanderungen zu begleiten und hat als Führer einen wohlbegründeten Ruf. In Schluderbach hörte ich übrigens sagen, daß der Weg von hier auf den Monte Piano ungleich bequemer sei, als von Höllenstein aus, was vielleicht andere sich zu Nutzen machen können.

Die Ampezzaner Straße, auf der ich mich nun wieder einsam fortbewegte — denn es kam mir kein Fußgänger, kein Reiter und kein Wagen, kein Mensch und kein Vieh entgegen — diese Straße war einst fast ein Weltwunder. Jetzt, da die Ingenieure der Eisenbahnen ganz andere Schwierigkeiten überwunden haben, denkt man allerdings nicht mehr so groß von ihr, wie vor vierzig Jahren.

Bis zum Jahre 1830 gingen nämlich auf der weiten Strecke von Tirolisch-Brixen bis Kärntnisch-Villach nur einige schlechte, im Sommer beschwerliche, im Winter gefährliche Wege nach Friaul und Venedig hinunter. Um jene Zeit aber beschloß die Staatsverwaltung, eine Kunststraße zu bauen vom Toblacher Feld bis gegen Belluno. Einem venetianischen Bau-Adjuncten, Malvolti, wurde das Werk übertragen, einem Bau-Adjuncten, wahrscheinlich mit 1 fl. 45 kr. C. M. für den Tag, während nach jetzigem Glauben eine solche Unternehmung nicht gelingen könnte ohne eine Actien-Gesellschaft und zehn Verwaltungsräthe

mit je 5000 fl. Ehrensold für's Jahr. Aber damals gelang sie noch und der Bau-Adjunct verrichtete sein Geschäft zur allgemeinen Zufriedenheit. Die Straße zieht in stattlicher Breite durch das öde Thal, steigt nur selten so, daß es merklich wird, hat manche örtliche Hindernisse kunstreich überwunden und ist gegen die Wuth der Wildbäche und die Gefahr der Lawinen allenthalben ausgiebig geschützt. Sie ist für diese Gegenden ein großer Segen geworden und hat namentlich den Wohlstand von Ampezzo bedeutend gehoben.

Wenn der Forscher die Art und Weise der Menschen kennen lernen will, sie aber unterwegs nicht trifft, so bleibt ihm nichts übrig, als ins Wirthshaus zu gehen. Dort findet er wenigstens den Herrn, die Frau oder die Kellnerin, die ihm einstweilen als Repräsentanten des Volksschlages gelten können. Aus diesem Motive kehrte ich auch, als ich erst eine oder zwei Stunden über Schluderbach hinausgekommen, in dem kümmerlichen Wirthshaus zu Ospedale ein. Es ist das erste wälsche Haus an der Straße. Sein zerlumptes Aussehen gemahnte mich lebhaft, daß ich das moderne flotte Pusterthal hinter mir und das uralte, aber wurmstichige Italien vor mir habe. In seinen Räumen bewegte sich eine junge, fast elegante Dame, die Gemahlin des Hoteliers von Ospedale, durch deren schwarze Haare sich ein messingener Reif zog. Sie sah wirklich etwas distinguirt und vornehm aus, war vielleicht vom seme puramente latino, vielleicht eine Enkelin der römischen Legionen, die einst hier lagerten, vielleicht Italianissima. Jedenfalls schien sie über ihre bescheidene Lage hoch erhaben und ihre niedere Umgebung nicht im mindesten zu beachten, denn Tische, Stühle, Fenster, Boden, Wände, ihre eigenen Kinder — alles war über die Maßen schmutzig. Ich nahm folgerichtig an, daß sich die Padrona auch um

Knödel, Strauben, Krapfen, um Ragout, Schnitzel und Hammelbraten, wie um andere vergängliche Dinge nicht halb so viel zu schaffen machen dürfte, als ihre anspruchslose Collegin in Höllenstein. Ueberdieß liest sie vielleicht den Dante mit den neuesten Commentaren, während die andere nur stellenweise die alte oder neue „Presse“ hernimmt. Wäre ich ein Sänger oder Held, so würde ich die Dame von Ospedal feiern, aber als hungriger Wanderer, der ich öfter, und als bescheidener Liebhaber guter Speise, der ich immer bin, muß ich unbedingt der Frau von Höllenstein den Vorzug geben. Sie beide ergänzen sich gegenseitig — die Herren Ghedina in Ampezzo sollten sie zusammen auf eine Leinwand malen — es wäre ein Bild wie Overbecks „Germania und Italia.“ In diesen beiden Figuren, würde Riehl sagen, liegt eine ganze Geschichte.

Ospedale ist übrigens eine uralte Kneipe. Da hat schon Kaiser Max gezecht, vielleicht schon vor ihm mancher andere Potentat und jedenfalls vor und nach ihm Landsknechte, Schmuggler und Wildschützen ohne Zahl. Der Name Ospedale, Hospital, bedeutet ja selber schon, daß hier vor Alters eine Pilgerherberge gewesen.

Ebenso alt wie die Schenke ist das Bethäuslein daneben, ein gothischer Bau, dem heiligen Nikolaus geweiht. Neben der Kirchenthür ist auf der grauen Wand einerseits der bekannte lange Christoph, andererseits ein verblichenes Bild zu sehen, ein reich bemanntes Schiff, das, wie mir schien, sich in den Hafen zu retten sucht. Was es bedeutet, habe ich nicht erdenken können. Beda Weber, Staffler und Tinkhauser schweigen. Mehr als sie alle weiß Frau P. v. S. in Amthors Alpenfreund, welche behauptet, das Bild stelle eine Episode aus den Zeiten dar, da Kaiser Max hier mit den Venedigern in Krieg lag. Damals habe er seiner Gemahlin ein Fest auf dem Toblacher See ver-

anstaltet und zu dessen Andenken hier das Bild aufmalen lassen. Das Schiff sucht sich also nicht in den Hafen zu retten, sondern es legt an einem Vorsprunge an, um die wartende Kaiserin mit ihrem Hofgesinde aufzunehmen. Diese soll auch in dem Kirchlein zur Erinnerung eine eigenhändige Stickerei hinterlassen haben.

In diesem duftet es übrigens stark nach Alterthum. Schon die flache Holzdecke führt weit über unsere Urgroßmütter hinaus. Auf den drei Altären sind drei alte Bilder zu sehen, welche sehr schön sein sollen, was ich aber nicht finden konnte. Zwei derselben werden der Schule Titians zugeschrieben. Der Name des großen Malers, der ja im nahen Cadore geboren war, wird in diesen Gebirgen noch oft gehört und ihm oder seiner Schule da und dort ein Altarbild beigelegt. Die rechten Kunstkenner sind aber noch nicht herangekommen und so bleiben diese Fragen bis auf weiteres unentschieden.

Eine halbe Stunde von Ospedale liegt Peutelstein — eine Jugenderinnerung! Vor einem halben Jahrhundert, als ich eben lesen gelernt, hatte ich nämlich ein großes „Städtenbuch“ zum Geschenk erhalten, mit Bildern aus allen Welttheilen, zurück bis auf den dreißigjährigen Krieg. Gar schön war namentlich dargestellt wie Gustav Adolf an der Fronte seiner schwedischen Armee vorüber, von einem zahlreichen Gefolge verbündeter Fürsten begleitet, in die freie Stadt Frankfurt einreitet. Ach, wie gerne wäre ich mitgeritten! Ebenso lieb war mir aber unter hundert andern das Bild von Peutelstein. Es stellte schauerliche Gebirge dar, auf welchen sich Gemsen und Bären tummelten. Ueber die Gebirge hin liefen im regelmäßigsten Zickzack und ohne perspectivische Verkürzung die gefährlichsten Alpenpfade. Auf dem „Weg nach Wälschland“ sah man Saumrosse ziehen. Ach, wie gerne wäre ich mitgezogen!

In des Bildes Mitte aber stand auf ragendem Felsen, am stürzenden Bache der einsame Thurm zu Peutelstein, nur oben unter dem Dache mit einem Luftloch versehen, aus welchem eine Laterne weit hinaus hing. Der Thurm kam mir immerdar sehr geisterhaft und gespenstisch vor. Ach, wie gerne wäre ich hineingegangen und bis zur Laterne hinaufgestiegen! Das Bild ist wohl in der Kinderstube längst zerrissen worden; aber als ich nun von Ospedale fortging, kamen mir alle jene Jugendeindrücke wieder. Ich freute mich, den einsamen Thurm zu sehen, der mir als Knaben so unheimlich erschienen, und war fest entschlossen, bis zur Laterne hinaufzusteigen.

Nun war ich an Ort und Stelle, in enger wilder Gegend. Da ragt der Felsen, dort rauscht der Bach, hier geht der „Weg nach Wälschland" — aber das Hauptstück, der Thurm, ist nicht mehr da. Vor etlichen Jahren erst haben sie ihn abgetragen. So hatte ich mich denn umsonst gefreut! So gehen unsere Wünsche in Erfüllung!

Das Castell zu Peutelstein oder, wie die Italiener sprechen, Podestagno, war seinerzeit als deutsche Grenzwacht gegen die Wälschen ein sehr erhebliches Besitzthum. Seine Erbauung schreibt die Sage einer vornehmen Frau zu, die sich aus Rom hieher geflüchtet. Aber Name der Gründerin und Jahr der Gründung ist unbekannt. In alten Tagen, um das Jahr Tausend herum, gehörte die Burg mit der ganzen Grafschaft Cadore zum Bisthum Freising. Im vierzehnten Jahrhundert saß in der Veste ein deutscher Herr, Degen von Villanders, was bei Klausen am Eisack liegt. Ihm hatte ihre Hut Kaiser Karl IV. verliehen. Bald aber fiel sie in die Hände der Venetianer, welche sie behielten, bis Kaiser Max 1516 sie sammt dem Ampezzaner Thal wieder für Tirol eroberte. Seit dieser Zeit residirte in der Burg ein tirolischer Schloßhauptmann

mit Caplan, Köchin und „acht redlichen Knechten.“ Er war auch Statthalter von Ampezzo. Wie mag sich diese Garnison in dem öden Thurme wohl die Zeit vertrieben haben? Schwerlich durch Lectüre, schriftstellerische Arbeiten oder geognostische Untersuchungen. Eher ist zu vermuthen, daß ein guter Keller vorhanden gewesen und daß sie die Langweile in italischem Weine ersäuft haben. Ach, nur einen Tag auf dieser deutschen Burg im wälschen Land Anno 1570, 1670 oder auch Anno 1770 mitten unter den Dolomiten — einen heiteren Abend mit dem biedern Schloßhauptmann, dem lustigen Caplan, der sittigen Köchin und den acht redlichen Knechten! Was müssen die für Zeug gedacht und geschwatzt haben in ihrer düsteren Klause! Vielleicht hat aber diese ihr eigener Humor doch glänzend erhellt. Ach, wie viele Romantik ist uns spurlos dahingegangen, die durch die Dogmen unserer Social-Demokraten nur nothdürftig wieder ersetzt wird!

Kaiser Josef II. hob die Schloßhauptmannschaft auf und ließ die Burg mit den Gütern, die dazu gehörten, an einen Unterthanen verkaufen. Seitdem zerfiel sie und jetzt ist sie, wie gesagt, ganz verschwunden.

Hier ist der Paß wirklich sehr eng und wild. Unten im unsichtbaren Felsenbette stürzt der Bach dahin, die Boita, zu beiden Seiten starren die Dolomiten auf in allerlei Farben und Gestalten. Nachdem ich aber nachgerade bald vier Stunden lang mutterseelenallein zwischen ihnen hingegangen und ihre stumme Gesellschaft genossen, waren sie mir fast zuwider geworden. Im Anfang überraschen sie, nachher werden sie uns gleichgiltig und zuletzt langweilig.

Auf solche Stimmungen haben aber Ermüdung und Hitze auch ihren Einfluß, und der verständige Fußgänger sollte durch schöne, aber einförmige Gegenden eigentlich

immer in offenem Einspänner fahren. Ein mehrstündiger Gang auf der Ampezzaner Straße wird endlich ebenso monoton als eine gleich lange Wanderung durch das Zillerthal.

Ich war zuletzt ganz gedankenlos einhergeschlichen wie ein wandelndes Stück Dolomit, bis ich plötzlich rechts von der Straße eine Ruine sah und dadurch wieder an die Weltgeschichte, an die Menschheit und ihre Schicksale erinnert wurde.

Etliche Mauern, etliche Thürmchen, alles grau und verfallen, das sind die ehrwürdigen Ueberreste des Edelsitzes der Herren von Zanna. Johann Maria von Zanna war unter Kaiser Leopold I. Oberstwachtmeister der Landmiliz, nährte aber dabei den heimlichen Gedanken, sich zum Grafen, Herzog oder Großherzog von Ampezzo aufzuwerfen; seine Landsleute, welche lieber bei der angestammten Obrigkeit verbleiben wollten, wußten jedoch dem Wallenstein in Taschenformat sein hochfahrendes Trachten bestens zu verleiden. Ein anderer des Geschlechtes wurde 1767 zum Prälaten von Neustift erwählt. Ein dritter Zanna zog Anno Neun als Hauptmann einer Ampezzaner Compagnie gegen die Franzosen, welche dann, als sie siegreich nach Ampezzo vorgedrungen waren, mit andern Gebäuden auch diesen seinen Edelsitz niederbrannten, so daß er jetzt nur noch in Ruinen sichtbar ist. Die übrigen Angehörigen des Hauses, sagt der sonst so gutmüthige Staffler, beschäftigten sich lediglich damit, das von ihren Ahnen fleißig Erworbene fleißig aufzuzehren.

Als ich aus meinem Dämmern erwachte, waren die ersten Häuser von Ampezzo schon hinter mir und allerlei Menschenvolk auf der Straße, meist vom andern Geschlechte, welches mit Spaten und Hacken in das Feld ging. Ich bin keiner von den glücklichen Touristen, denen beim ersten

Schritt in einen neuen Gau immer gleich, wie eigens bestellt, die schönsten Mädchen begegnen; mir begegnen nur alte Weiber, oder wenn jüngere, so sind sie nicht schön. So ging es auch damals wieder, wenigstens anfangs — denn endlich kamen doch ein paar annehmbare Typen des Weges, etliche junge Frauen von gutem Mittelschlage, etwas brauner als die Pusterthalerinnen, mit etwas dunkleren Haaren, in welchen lange silberne Nadeln staken. Auch führten sie große silberne Ohrenschwengel, wie sie die Italienerinnen lieben, obgleich die Ohrenringe eigentlich der letzte Rest aus Europas längstvergangener Tättowirungs-Periode sind, und eine Dame, die einen Ring im Ohre trägt, billigerweise einen solchen auch in der Nase tragen sollte. Ich hatte gehört, daß die Ampezzanerinnen wie die Badiotinnen beim Gruß den Hut abnehmen wie die Männer und war sehr gespannt auf diese Erscheinung, aber es grüßte mich keine. Ihre Tracht ist übrigens ernst und einfach — schwarze, weiche, kleine Filzhüte, rothe Halstücher, dunkelblaue Röcke und Schürzen, von denen die rothen Strümpfe mächtig abstechen. Was Strümpfe betrifft, so weiß ich aber nichts schöneres als rothe. Roth war sicherlich vor hundert Jahren noch der allgemeine weibliche Alpenstrumpf. Montavon, Meran, Pusterthal und Ampezzo sind jetzt die übergebliebenen Inseln des versunkenen Continents, über welchen einst nur Füßchen wandelten, die in die Farbe der Liebe gekleidet waren. Und ob der rothe Strumpf nicht eine Zukunft haben sollte? Eine der kleineren Folgen des großen Krieges, den wir jetzt geführt haben, möchte vielleicht auch die sein, daß wir nicht allein die Friseure und die Tanzmeister, sondern auch die Modistinnen, wo es nicht schon bisher geschehen, aus Hermanns Samen erstehen lassen werden. Aber mit bloßer Negation der französischen Moden ist nichts gethan. Wir

können sie nicht ausziehen, ohne andere anzuziehen. Es muß daher jeder sachgemäße positive Vorschlag willkommen sein. Wir wollen die neue Tracht von unten aufbauen und schlagen zu kurzen dunklen Röcken lange rothe Strümpfe vor. Ein pickelhaubenförmiges Hütchen würde dem Costüme die Krone aufsetzen. Die erste Berliner Dichterin oder andere Löwin, die in der neuen Nationaltracht unter den Linden erschiene, sollte eine wohlverdiente Auszeichnung, ähnlich dem eisernen Kreuze, erhalten. Diese Mode wäre so kleidsam, daß sie leicht nachhalten könnte, bis — die nächste wieder von Paris kommt.

Vor den Strümpfen hätte ich aber jedenfalls noch von den Dolomiten reden sollen. Wenn man sie auch unterwegs auf dem langen Passe zur Genüge genossen hat, hier in der Landschaft von Ampezzo nehmen sie wieder einen neuen Aufschwung. Das sind wohl die verrücktesten Linien, die man in der Alpenwelt sehen kann. Niemand begreift, warum diese wälschen Berge das löbliche Herkommen und ehrenhaft solide Aussehen ihrer deutschen Brüder so vollkommen aufgegeben, sich so absonderlich und ungeberdig gestaltet haben. Es erscheinen da, wie am Monte Cristallo, Zungen, Stangen, Spitzen, Nägel und neben diesen schmächtigen Figuren auch wieder ungeheure, dicke, schwerfällige Massen von furchtbarer Höhe. Eine davon sieht einem Pferde mit abgehauenem Kopfe so ähnlich, daß ich vermuthete, in der Nähe möchten sich auch die vier schlanken Beine finden, auf denen der Coloß ruht, aber leider stand ein anderer Berg davor. Ich war neugierig, wer diese Potentaten seien und fragte die Jungen und die Mädchen nach deren Namen, allein die Ampezzaner kümmern sich um die Berge, die außer ihrer Pfarre liegen, ebensowenig als die Deutschtiroler. Wer kein Vieh auf der Alm hat, fragt nie nach Alpennamen. Am liebsten hätte ich erfahren,

wie jener wunderliche, kopflose Gaul sich nenne, allein die jungen Leute riethen hin und her, ohne etwas Gewisses behaupten zu wollen. Endlich kam eine Alte dazu, welche mit Entschiedenheit versicherte, es sei der Becco di mezzodì — zu deutsch der Mittagsbock. Diesen Namen fand ich auch wirklich auf meiner Karte verzeichnet. Jedenfalls bezeugt derselbe, daß auch die Vorfahren schon die seltsame Gestalt des Berges mit einem Vierfüßler verglichen haben. Zur linken Hand steht die mächtige, zuerst 1863 von Paul Grohmann erstiegene Pyramide des Antelao, deren Spitze sich mehr als 10,000 Fuß über das Meer erhebt, rechts der ungeheure Stock der Tofana. Alle diese Dolomiten sind kahl, bis auf die niederen Vorberge herab — an ihren schauerlichen Wänden scheint sich keine Jochaurikel, keine Edelraute halten zu können.

Bekannt ist übrigens, daß die Dolomiten ihren Namen von dem französischen Geologen Dolomieu († 1802) erhalten haben. Früher glaubte man, sie seien einmal vor langer Zeit glühend aus dem Erdboden geschossen und erst allmählich erkaltet; jetzt hat man gefunden, daß sie eigentlich zu den sedimentären Gebirgsarten gehören und sich vom Kalkstein nur durch ihren Gehalt an Magnesia unterscheiden.

Hochachtung und Bewunderung hat diesen seltsamen Gestalten noch kein Passagier versagt, aber es fehlt ihnen doch etwas Erhebliches, nämlich die Gabe, unsere Sehnsucht zu erwecken und uns zu sich hinzuziehen. Wer so den Mittagsbock betrachtet, dem fällt schwerlich die Frage ein: wie mag es wohl dort hinten sein? weil er vorher schon überzeugt ist, daß es dort hinten gerade so ist, als da vorn — daß dort gerade so unbegreifliche, wild durcheinandergeworfene Ungethüme zu finden sind, wie in seiner nächsten Nähe. Die grünen germanischen Berge in ihrer

ruhigen Folge, mit ihren mannigfachen Thaleinschnitten, die hier fast gänzlich fehlen, mit den reichen Gewässern, den hellen Wiesen und dunklen Wäldern, den weißen Häuschen, Höfen und Alpendörfern, mit ihren Kirchen und Burgen geben eigentlich viel mehr zu schauen und wecken dadurch auch eine Fülle poetischer Ideen. Wie lieblich, wie schön muß es dort oben sein auf der grasigen Breite, wo das Bauernhaus mit seinen spiegelnden Fenstern winkt, wo das weiße Kirchlein, wo die grauen Thürme stehen! Den wälschen Dolomiten fehlt das gedankenreiche Gewand, in das sich die deutschen Berge hüllen.

Mitten in diesem märchenhaften Kranze von Zacken und Zinnen blüht also das Dorf Ampezzo (3858 W. F.), welches die deutschen Pusterthaler „auf der Heiden" nennen. Es besteht zunächst aus einem stattlichen Kerne, der enger zusammengebaut an der Straße liegt und Cortina heißt. Dort findet sich die Pfarrkirche, im vorigen Jahrhunderte vollendet, groß, aber ohne Merkwürdigkeiten, außer etwa „einigen herrlichen Schnitzarbeiten" aus venetianischer Schule, welche Staffler erwähnt, die aber uns bei der Kürze des Besuches entgangen sind. Etliche Schritte von der Kirche entfernt, wie es italienische Weise, steht der neue gothische, sehr hohe Campanile, oben mit einem schwarzen Löschhütchen gedeckt. Die Ampezzaner haben eine große Freude an diesem ragenden Erzeugniß ihrer Baukunst, welches sie, obgleich es nicht ganz geschmackstüchtig ist, doch an den Campanile auf dem Markusplatz in Venedig zu erinnern scheint. Um diese Kirche herum haben sich denn auch Dechant- und Schulhaus gestellt, ebenso der ansehnliche Palazzo des Bezirksgerichts, sowie mehrere Gast- und Wohnhäuser, alle sehr gut gehalten, so daß man viel mehr an Pusterthal, als an Italien erinnert wird.

Dieser Hauptort und Sammelplatz der Gemeinde ist

von zahlreichen kleineren Ansiedlungen umgeben. Jene die sich gegen Aufgang gelagert, sitzen auf dem Gebirge, das da rasch emporsteigt, sind zum Theil in seinen Schluchten verborgen und fallen weniger ins Auge; die andern aber gegen Abend liegen über eine weite und breite grüne Halde hin, welche bis an den gewaltigen Monte Tofana reicht. Die Häuser sind meist in kleinen Büscheln zusammengestellt, zwischen denen einzelne Bäume ihr Laubdach ausbreiten. Hin und wieder spitzt ein kleiner Kirchthurm hervor. Die Schindeldächer glänzen im Sonnenschein. Die Häuser sind zwei- und dreistöckig, säuberlich geweißt, mit Laubengängen (poggiuoli) verziert und mit der reich befensterten Vorderseite alle gegen den Hauptort gerichtet. Die ganze Halde sieht ungemein anmuthig aus. Mich hat die liebliche Ansicht lebhaft an das Grödener Thal erinnert.

In alten Tagen hat diese Gegend, wie schon erwähnt, mit der Grafschaft Cadore als Zugehör des Stifts Innichen zum Bisthum Freising gehört — es hat sich aber davon weder unter den Ampezzanern noch unter den Freisingern einiges Gedächtniß erhalten. Später fiel sie, wie auch schon angedeutet, den Venedigern, nach diesen durch Kaiser Max wieder den Tirolern zu. Es hat hier wohl einst, wie in Fleims, in den sieben und dreizehn Gemeinden, ein deutscher Schlag gewohnt, der aber allmählich still und langsam wälsch geworden. Als kräftige, kriegerische Grenzleute wurden die Ampezzaner wie die Brandenberger oder die Cimbern von der Landesherrschaft immer mit besonderem Wohlwollen behandelt und in ihren Freiheiten geachtet. Die Gemeinde war in Rechtspflege und Verwaltung beinahe unabhängig von den tirolischen Obrigkeiten; erst Kaiser Josef schaffte die alten Satzungen ab und führte neue Ordnungen ein. Aber uralte Gebräuche, namentlich bei den Hochzeiten, haben sich noch viele erhalten.

Anno Neun kämpften die Ampezzaner wacker mit, freilich auch nicht zu ihrem Vortheile. Ohne die Pusterthaler waren sie zu schwach und diese scheinen sich so weit von ihrem Vaterland nicht recht gefallen, ja einmal ihre Waffenbrüder etwas im Stich gelassen zu haben. Daß die Franzosen damals nach Cortina vordrangen und es verbrannten, ist schon oben erzählt.

Die Ampezzaner sind jetzt Italiener, machen aber nur den besten Gebrauch davon. Sie sind so viele Jahrhunderte mit den Tirolern verbunden gewesen, von diesen immer freundschaftlich behandelt worden und wollen es in politischen Dingen beim Alten lassen. Italianissimi kommen hier sehr selten vor. Für diese hesperischen Blumen scheint die Luft zu rauh zu sein, denn Südfrüchte gedeihen nicht „auf der Heiden," ja nicht einmal das gewöhnliche Obst, das im Pusterthale reift, und eben so wenig kommt der Türken fort; dagegen wachsen andere Körner und Gras in Ueberfluß, und deßwegen lebhaft betriebene Viehzucht und einträglicher Handel mit Pferden und Rindern. Auch die Heidener Schwämme werden ausgeführt und kommen weit herum. Getrocknet und in Kränze gefaßt werden sie das Pfund zu 2 fl. 24 kr. verkauft. Soll eine gute Speise sein, aber mir ist sie bisher immer ausgewichen, so daß ich ihr Dasein nur aus Staffler darthun kann.

Den größten Nutzen zieht die Gemeinde aus ihren Waldungen. Was ihr der Holzhandel einbringt, soll sich jährlich auf 20,000 fl. stellen und sie ist schon deßwegen unter den ländlichen Gemeinden die reichste im Lande. Daher auch der Glanz ihrer öffentlichen Gebäude, der Gerichtspalast und der stattliche Campanile. Dazu kommt die Durchfuhr aus dem Pusterthale, denn auch die Pusterer schlagen ihre Wälder aus und entsenden ihre „Museln," d. h. die abgeschälten mannslangen Stämme, von Ampezzo

auf der Boita nach Perarolo, wo sie von hundert Sägen zu Brettern geschnitten werden, um dann weiter zu schwimmen nach Italien und bis nach Egypten. Leicht möglich, daß ein hieroglyphenkundiger Wanderer, der den Nil hinauf nach Theben fährt, auf einem Zwerchbrett sitzt, das im Tauferer Thal gewachsen. — Unzählige schöne Bäume in Tirol und Kärnten sind auch dem Suez-Canal zum Opfer gefallen.

Der Holzhandel in Tirol hat allerdings seine eigenen Bedenken. Vor dreißig oder vierzig Jahren kamen da feine Herren aus Wälschland mit schönen Damen nach Innsbruck und verbreiteten in den schlichten Kreisen der Hauptstadt einen eigenen vornehmen Duft. Man war glücklich, sich nahen zu dürfen, und die einfachen, aber hochgestellten Würdenträger wiegten sich mit wonnigem Behagen in dieser schmeichelhaften Atmosphäre. Unterdessen kauften die feinen Herren alles Holz, das feil war, zusammen, ließen es hauen, richteten überall Schleußen und Triftwerke ein und spedirten die tirolischen Museln ins hochherzige Italien, ins geistreiche Griechenland, ins fortschrittselige Egypten. Als sie soundsoviele Millionen Museln fortgetrieben hatten, machten sie ihre Truhen zu und zogen mit dem Geld, das sie an den Barbaren verdient, wieder still und ohne Aufsehen in ihre gebildete Heimat. Nunmehr erwachten aber die Tiroler wie aus einem tiefen Schlafe, rieben sich die Augen und fanden, daß ihnen die wälschen Herren die schönsten Wälder abgetrieben und überhaupt den Holzreichthum des Landes schonungslos verwüstet hatten. An vielen hochgelegenen Stellen, die damals abgeleert wurden, wächst kein Baum mehr nach, allenthalben aber haben seitdem Muhrbrüche und Ueberschwemmungen zugenommen, erstere weil der Erdboden seit dem Abgange der Baumwurzeln lockerer geworden ist, letztere weil die Gewässer, die in Regen

und Gewittern niedergehen, nicht mehr so wie früher von den dichten Wäldern und ihrem Moosboden aufgenommen und aufgehalten werden, sondern mit viel stärkerer Macht verwüstend zu Thal stürzen.

In Cortina kehrt man bei Herrn Ghedina im schwarzen Adler ein. Das Gasthaus ist als italienisches nur zu loben. Wie überhaupt am ganzen Sprachsaum vom Gotthard bis nach Kärnten auf der wälschen Seite als Engel oder Schutzgeist der Reinlichkeit eine deutsche Kellnerin gehalten wird, so auch hier, und zwar eine Boznerin. Unter ihren Fittigen lebt man bei Herrn Ghedina ganz sauber und appetitlich. Sein Gasthof ist der letzte Vorposten deutschen Comforts gegen die lateinische Race, welche namentlich in Cadore und Belluno sehr schmutzig auftritt.

Damals saßen in des schwarzen Adlers Speisesaal zwei junge Männer beim Wein, zwei Curaten, welche aus dem nahen Italien herübergekommen waren, um sich in dem gastlichen Ampezzo einen guten Tag anzuthun. Da sie sehr artig grüßten, so fanden wir uns bald in ein lebhaftes Gespräch hinein. Dabei zeigte namentlich der eine, der jüngere, gar feine Manieren. Das war überhaupt ein niedliches anmuthiges Herrchen, ein trefflicher Paladin der streitenden Kirche, auch ganz und gar geschaffen, wackelnde Seelen durch Liebenswürdigkeit und Galanterie im süßen Zauber des alten Glaubens fest zu halten. In Deutschtirol dürfte man viele Thäler ausgehen, bis man einen so fein geschliffenen, salongerechten Mustercuraten träfe.

Wir kamen allmählich auf Ursprung und Abstammung der Ampezzaner und ihrer Nachbarn zu sprechen. Der Curat hatte sich mit diesen Fragen auch schon beschäftigt und berichtete, die Gelehrten an der Boita seien jetzt übereingekommen, ihnen griechische Abkunft beizulegen. Manche Orts- und Bergnamen ließen sich nur aus dem Griechischen

deuten. Das neueste sei jetzt, Cadore als kat' ore (κατ' ὄρη) zu erklären, weil es an den Bergen liege. Antelao, der ragende Fels, sei eigentlich ein griechischer Antilaos (anti gegen, laos Volk) und so benannt, weil zu seinen Füßen einst zwei feindliche Völker gegeneinander gerannt. Was Cadore betrifft, konnte ich nur die dämpfende Bemerkung entgegenhalten, daß es in alten Urkunden Cadubrium heiße. Ueber das immerhin sehr hellenisch klingende Antelao wußte ich damals gar nichts Zweckdienliches beizubringen.

Wenn aber — woran wohl kein Zweifel — das Thal der Boita einst deutscher gewesen als jetzt, so können da auch deutsche Namen in wälscher Maske versteckt sein. Vodo und Resinego z. B. mögen einst Wald und Reiseneck gelautet haben. Sollte der Monte Cristallo nicht etwa ein Griesthaler Berg sein? Ampezzo scheint dagegen in pezzo zu sein und wäre, da pezzo ein Stück Land oder Feld bedeutet, etwa mit Amfeld zu übersetzen, was dem Sinne nach mit dem deutschen Namen Heiden zusammenfiele. Uebrigens steht an öfter für in und so ist vielleicht der Antelao auch nur ein intagliato, ein eingeschnittener. Der Name Tofana hängt aber nicht mit jenem giftigen Wässerlein zusammen, das einst in Neapel so vielfache Verwendung fand, sondern ist aus Theophania entstanden, welches nach Schneller so gut wie Epiphania das Fest der heiligen drei Könige bezeichnet. Einer der vielen Weiler, aus welchen die Gemeinde besteht, führt den Namen Crignes und ist wohl der Ort, von welchem der in Süddeutschland weit verbreitete Clan der de Crignis ausgegangen.

Jener Zusammenstoß der Völker ist allerdings eine alte Ueberlieferung des Thales. Es sollen Ampezzaner und Longobarden gewesen sein, die da in längstvergangenen Tagen aufeinanderplatzten. Die ersteren aber riefen die

Mutter Gottes an, welche alsbald einen dichten Nebel auf die Feinde herabsenkte, so daß diese sich selbst nicht mehr erkannten und gegenseitig niedermetzelten. Als die Ampezzaner hierauf zum Danke eine Kirche zu bauen gelobt, wies ihnen ihre Retterin selbst die Stelle an, indem sie in einer Sommernacht Schnee vom Himmel fallen ließ, welcher Platz und Umfang des Gotteshauses genau bezeichnete. So entstand die Kirche alla Madonna della difesa. In den Bildern des Gewölbes sind die kämpfenden Krieger dargestellt. Am 19. Jänner wird auch noch alle Jahre der Tag der Rettung gefeiert.

Während wir diese Dinge besprachen, traten mein Reisegefährte und Nikolaus, der Pusterer, zur Thüre herein. Sie hatten die Höhe des Monte Piano glücklich erklommen, eine unermeßliche, erhabene Ein- und Aussicht in die Dolomitenwelt genossen und waren dann durch das Misurina-Thal wieder herunter und nach Ampezzo herausgekommen. Gegen ihre Erlebnisse hatte ich allerdings nur das Wirthshaus in Schluderbach, die Dame von Ospedal und den nicht mehr vorhandenen Thurm von Peutelstein zu setzen, aber ich gestehe, daß ich diese Objecte, namentlich das mittlere, doch auch nicht gerne vermißt hätte. Ein einziges interessantes Menschenkind geht mir, da ich kein gelernter Geologe bin, oft über sieben Bergketten hintereinander.

Die Herren Curaten nahmen nun Abschied, um noch alle erlaubten Genüsse von Ampezzo durchzuschlürfen, während wir unsere Wege gingen, um den Ort zu beschauen. Das Erste, was wir trafen, war wohl auch das Schönste und Beste. Gegenüber dem schwarzen Adler findet sich nämlich ein Nebenhaus, das die Familie des Wirths bewohnt und auf ihm eine Reihe neuer Fresken, welche in diesem Alpendorfe um so mehr überraschen, als sie in Zeich-

nung und Farbe vortrefflich gerathen sind. Auf den vier Feldern, welche die Fenster begrenzen, sind vier Allegorien, Malerei, Sculptur, Architektur und Industrie dargestellt. In letzterem Felde hat der Künstler sogar Telegraphie, Photographie und die Göttin der Dampfkraft aufgeführt. Mancher Wanderer, der vorübergeht, würde vielleicht vier historische Bilder aus der Geschichte von Ampezzo vorziehen, allein da der Maler nun einmal jene Gegenstände gewählt, so darf man ihm die Anerkennung nicht versagen, daß seine Ideen ansprechend, seine Zeichnung elegant, sein Farbenspiel harmonisch sei. Auf dem linken Eckfeld erscheint auch Merkur, als der bekannte Vertreter des Handels, auf dem rechten die Poesie — oben aus den Medaillons schauen uns Rafaels, Dürers und Titians edle Häupter entgegen. Solche Wiederherstellung der alten Tiroler Sitte, die Häuser zu bemalen, würde dem Lande bald ein sehr farbenreiches Aussehen verleihen, doch sind mir nur in der Hauptstadt Innsbruck einige neuere, auch sehr gelungene Leistungen dieser Art bekannt.

Der Künstler, dem wir jene Malereien verdanken, ist eigentlich ein doppelter — Beppo und Lois, die Söhne des Herrn Ghedina, haben sich beide der Kunst gewidmet, beide in Venedig studirt und arbeiten jetzt meist zusammen. Auch im Speisesaal hängen einige hübsche Bilder von ihrer Hand. Ihr Atelier steht etwas weiter unten im Thal und wurde uns gerne geöffnet. Es ist voll von anziehenden Skizzen, historischen Figuren, Dolomiten-Landschaften, Kirchenbildern u. dgl.

Ueberhaupt wollen wir nicht unerwähnt lassen, daß die Anwohner der Boita sehr kunstfertig sind. In Ampezzo wurden jene Windbüchsen erfunden, welche man einst im österreichischen Heere einzuführen versuchte. Auch ausgezeichnete Uhrmacher, Sternseher, Kunstschlosser und Zimmerleute

werden namhaft gemacht. Die anderen Ampezzaner, die sich nicht durch irgend eine Kunst auszeichnen, gelten wenigstens für treu und redlich. Sie sind verständig, aber fügsam, so daß die Beamten, die etwa dort zu leben haben, sich in der Regel sehr gut mit ihnen vertragen.

Mittlerweile war es Abend geworden und die Sonne hatte sich geneigt. Die Herren vom Bezirksgerichte kamen aus der Kanzlei und gingen ins Wirthshaus. Die Italiener fühlen bekanntlich einen unwiderstehlichen Zug nach dem Mode-Journale, nach gewählten Toiletten, und demgemäß bemühen sich auch die Ampezzaner Herren, etwas gleich zu sehen, so daß sie in diesem Stücke nicht nur die Pusterthaler, die Wippthaler und anderweitige Honoratioren der germanischen Thäler weit übertreffen, sondern selbst mit den Bozenern oder Innsbruckern nicht unrühmlich wetteifern. Das Geschick, mit dem diese Würdenträger ihre Hüte, ihre Paletots gewählt, die Eleganz, mit der sie ihre Plaids auf den Schultern wiegen, wäre in Hall oder Rattenberg umsonst zu suchen. Ueberdieß waren sie sehr höflich und nahmen uns artig auf, als wir ihre Gesellschaft in der Veranda des goldenen Ankers zu genießen kamen. Um diese Zeit sammelt sich ein guter Theil der rüstigeren Honoratioren zum Bocciespiel. Dieß ist ein italienisches National-Vergnügen und besteht darin, daß die Spieler mit leichten Kugeln nach einem Ziele werfen, ungefähr nach der Theorie unseres Eisschießens. Es hat den Vorzug, daß es keiner weiteren Vorrichtungen bedarf und auf jeder leidlich ebenen Fläche, auf dem Markt, auf der Straße geübt werden kann.

Etwas später gingen die Herren zum Abendessen, wir aber verloren uns, um weitere ethnographische Studien zu pflegen, in die Stella d'oro, in den goldnen Stern. Hier saßen drei junge Venezianer, selbstbewußt in ihrem Andenken

an Paolo Anafesto und den alten Dandolo, und maßen uns mit vornehmen Blicken, obgleich die Schlacht bei Gravelotte schon geschlagen und die Deutschen außerhalb des goldenen Sterns zu Ampezzo in der Meinung der Völker schon bedeutend gestiegen waren. Da ich nur das reinste Toscanisch spreche, so wäre es mir willkommen gewesen, die pedantischen Ecken meiner Grammatik an dem weichlichen Dialect der Lagunen etwas mouilliren zu lernen, allein es gab sich Niemand die Mühe, das Geplänkel der ersten Reden zu eröffnen. So plauderten denn wir anderen in unserem barbarischen Deutsch, worin wir umsomehr ermuntert wurden, als der Gasthof selbst „Barbaria" heißt oder wenigstens den Sorelle Barbaria gehört. Letzteres lasen wir auf der Adreßkarte, die uns alsbald behändigt wurde, und welche auch „beste Bedienung, Reinlichkeit (pulizia), gute Küche und billige Preise" verspricht. Wahrscheinlich stammen die Schwestern aus dem Pusterthale und dieses Programm, das ihre Ahnen vielleicht schon mitgebracht, kam der lateinischen Race wohl so ungewohnt und barbarisch vor, daß sie die Fremdlinge also gleich zeichnen zu müssen glaubte. Eine der beiden Schwestern Barbaria, jetzt verheirathet, eine muntere Dame, setzte sich zu uns und verkürzte uns angenehm die Zeit. Sie war bei den Ursulinerinnen zu Brixen erzogen, sprach geläufig Deutsch wie eine Brixnerin, vielleicht noch geläufiger, behauptete, sie sei sehr gerne im Kloster gewesen und wußte über Lehrweise und Erziehungskunst der frommen deutschen Frauen nur rühmliches zu sagen.

Was die Pulizia betrifft, wollen wir aber doch noch eine kleine ehrenvolle Notiz einschalten, aus Staffler nämlich, welcher sagt, daß der Reisende auf dem Wege nach Buchenstein bei den freundlich bescheidenen Sennerinnen in den Alpenhütten von Impocoll gar gerne zuspreche, dort mit

Milch und süßem Schotten (puina), was man nirgends so schmackhaft treffe, bewirthet, und durch die einladendste Reinlichkeit um so angenehmer überrascht werde, je seltener dieser Vorzug in den tirolischen Sennhütten zu finden sei.

Vom goldenen Stern zogen wir in den schwarzen Adler, nahmen das Nachtmahl ein und gingen schlafen, um andern Morgens um fünf Uhr wieder ins Pusterthal hinauszufahren. Und zu dieser Stunde saßen wir im k. k. Postwagen mit seinen zerbrochenen Fensterscheiben, die wahrscheinlich bei der künftigen General-Reparatur, welche Südtirol so sehr zu wünschen wäre, auch ihre Wiederherstellung erleben werden. Es war dunkel und bitterlich kalt, doch hatte uns die Kellnerin im schwarzen Adler wollene Decken geliehen, in welche wir uns sorgfältig einhüllten. Bald fielen wir auch in tiefen Schlummer. So kamen wir an Peutelstein, Ospedale und Schluderbach vorüber, ohne ihrer gewahr zu werden, so daß ich abermals froh war, sie gestern gesehen zu haben. In Höllenstein kehrten wir ein und begrüßten den Monte Cristallo, Herrn Josef Bauer und seine Gattin zum letztenmale. Dann erreichten wir allmählich das Toblacher Feld. Es war längst Tag und schon angenehm warm geworden. Was mich betrifft, so war ich etwas dolomitenmüde und freute mich herzlich die grünen Berge des Pusterthals wiederzusehen.